

Nr. 137. Bromberg, den 4. Juli 1928.

Jan Fock, der Millionär.

Roman von **Edmund Sabott.**

Vertrieb: Carl Duncker Verlag, Berlin W. 62.

(12. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

XX.

Als die zierliche Porzellanuhr, über deren Zifferblatt sich zwei Schäferinnen die Hände reichten, silbern und rasch die sechste Stunde abklingelte, erschien Szamtes. Er trug einen Smoking und dazu in sorgloser Regelwidrigkeit eine weiße Schleife, die nicht ganz fest saß und die Neigung hatte, ihm auf die rechte Halsseite zu rutschen. Von Zeit zu Zeit rückte er sie zurecht. Er war in strahlender Laune, frisch rasiert und frisch gewaschen.

„Nu — ich bidde — wie is' es auf Bogat?" rief er und kniff blinzelnd die Augen zusammen. „Fein, was? Herrlich? Erstklassig?" Er machte mit beiden Händen eine schweifende Gebärde und setzte eine Miene auf, als sei er der Schöpfer aller Herrlichkeiten, die dieser Salon beherbergte. „Nu sagense mal! Wie 'ne Prinzessin wohnense hier, nich?"

„Vor einer Stunde aber noch wie ein Stallknecht."

„Nanu!" Er machte ein ganz ahnungsloses Gesicht. „Was wollense'n damit sagen?"

Erla hielt es für unnötig, ihn zu weiteren Lügen zu verleiten. Sie würde selber die Augen offenhalten und den Geheimnissen Arkanyscher Gastfreundschaft schon auf den Grund kommen.

Da sie auf gesellschaftliche Zusammenkünfte während dieser Reise nicht vorbereitet gewesen war, trug sie nur ein einfaches helles Kleid. Szamtes war ganz entzückt bei ihrem Anblick. „Gott, wie schön sehnse aus!" rief er schwärmerisch. „Wie kann man so blond sein! Und so jung!"

Als er ihr den Arm bot, flüsterte er ihr flehend zu: „Seinse'n bißchen nett zu dem Arkany, Fräuleinchen, hörense? Es kost' Sie ja nischt!"

„. . . und bringt Ihnen Nutzen!"

„Natürlich!" bestätigte er und war scheinbar sehr froh, daß sie ihn so rasch und willfährig begriff. „Seinse'n bißchen lieb zu ihm . . ."

Erla begann zu begreifen, weshalb sie unbedingt nach Szarvas hatte mitkommen müssen. Sie glaubte auch zu verstehen, weshalb Szamtes in so strahlender Laune war, und weshalb sie den Rokokosalon hatte beziehen dürfen. Aber sie vermochte sich über diese Erkenntnisse nicht zu ärgern. Es wäre lächerlich gewesen, Szamtes einen Vorwurf zu machen, denn er hätte sie überhaupt nicht begriffen. Er verstand etwas von Geld und Pferden; von Ehrbegriffen hatte er sicherlich nur ganz verschwommene Vorstellungen und hielt dergleichen für dumm und schädlich, wenn sein Vorteil darunter litt.

Warum sollte ein hübsches Mädel nicht „lieb" sein zu Arkany? Warum sollte sie nicht vielleicht sogar seine Geliebte werden, wenn er — Szamtes — und sie gleichermaßen Vorteil davon hatten? So dachte er und hatte vollkommen recht damit, ebenso wie sie ein Recht hatte, es nicht für ihre Pflicht als Reisesekretärin zu halten, die Geliebte des Grafen Arkany zu werden.

Auf dem Wege zum Speisezimmer flüsterte er ihr noch Verhaltungsmaßregeln ins Ohr. Sie erfuhr, daß auf Schloß Bogat Madame Michaelescu unumschränkte Herrin sei, „'ne gefährliche Person," wie Szamtes behauptete, mit der man vorsichtig umgehen müsse.

Das Speisezimmer lag am Ende des Erdgeschoßflures. Der Diener, jetzt ganz in feierlichem Schwarz, riß die Tür vor ihnen auf.

Draußen herrschte noch Dämmerung. Das Speisezimmer aber — es war ein kleiner Saal — war künstlich verdunkelt. In Armleuchtern an den Wänden und auf dem großen runden Tisch in der Mitte brannten Kerzen. In ihrem goldig flimmernden Licht erkannte Erla den Grafen Arkany. Er war in Uniform, trug einen stahlblauen Waffenrock, der mit dicken goldenen Schnüren verschlossen war. Auf der linken Brustseite glitzerte der brillantenbesetzte Silberstern eines Ordenskreuzes.

Arkany mochte etwa vierzigjährig sein. Er hielt sich straff und aufgereckt und versuchte, durch diese Haltung seinen niederen Wuchs auszugleichen. Sein dichtes Haar war tiefschwarz, glatt gebürstet und glänzte an den Reflexen bläulich. Es war militärisch gescheitelt und umschloß seinen schöngeformten Kopf wie eine enge metallne Kappe.

Verrückt sieht er keineswegs aus, fand Erla, während sie ihm unbefangen in die hellen gelblich braunen Augen sah. Sie fand sogar Gefallen an ihm. Freilich hatte sein Gesicht etwas Asiatisches: die Augen standen ein wenig schief geschlitzt über den leicht hervortretenden Wangenknochen. Aber dieses sehr männliche Antlitz verriet Pflege, wodurch der Eindruck mühsam gebändigter Wildheit gemildert wurde.

Arkany trat mit zwei kurzen raschen Schritten näher. Seine Sporen klirrten leise. Szamtes stellte vor. Der Graf verbeugte sich und wartete ab, ob Erla ihm die Hand reiche, und da sie es tat, dankte er mit einem Blick, ergriff ihre Hand und küßte sie.

„Erlauben Sie mir, Sie in diesem Hause herzlich willkommen zu heißen, gnädiges Fräulein!" sagte er mit sehr wohllautender Stimme. „Ich hoffe, Sie fühlen sich unter meinem Dache wohl."

„Danke, Graf Arkany! Ich hätte mich noch wohler gefühlt, wenn ich mit Ihrem Dach nicht allzu nahe Bekanntschaft hätte schließen müssen."

Arkany verzog keine Miene. „Ein Irrtum, den Sie gütigst verzeihen wollen. Ich wußte nicht, wer Sie seien."

„Woher wissen Sie es jetzt?"

„Ich sah Sie durch den Park gehen."

„Das verriet Ihnen so viel?"

„Alles!" antwortete er und sah sie mit einem Blick an, in dem tiefste Bewunderung, aber keine Spur von Zudringlichkeit lag.

Szamtes stand stumm und fröhlich grinsend daneben. Es sah aus, als reibe er sich auf dem Rücken ununterbrochen die Hände. Arkany schenkte ihm keinen Blick, ohne ihn aber verächtlich zu behandeln; er übersah ihn einfach. Hochmut und rücksichtslose Offenheit schienen seines Wesens Kern zu sein.

Sein Benehmen Erla gegenüber war weit entfernt von begehrlicher Verliebtheit; er verhehlte ihr seine Bewunderung nicht — das war alles.

„Darf ich mich erkundigen, gnädiges Fräulein, ob Sie zum erstenmal in Ungarn sind?"

„Ja, zum erstenmal. Ich kenne es nicht."

„Sie werden es kennenlernen. Es ist ein herrliches Land!" versicherte er mit glühender Überzeugung, die der Nichtigkeit der Unterhaltung gar nicht entsprach. „Ich wäre sehr glücklich, wenn Sie mir erlaubten, Sie mit diesem Lande bekanntzumachen. — Ich habe erfahren, daß Sie reiten.

Man lernt Ungarn nur kennen und lieben, wenn man es auf einem Pferderücken durchstreift. Autos sind eine Barbarei."

Erla wollte erwidern, daß sie auf Ausritte ebenso wenig wie auf Festlichkeiten eingerichtet war, aber sie kam zu dieser Erwiderung nicht mehr. Die Kerzen flackerten, eine Tür war geöffnet worden, und eine Dame trat ein.

Sie war in großer Toilette, überreich mit Schmuck behangen und stark geschminkt.

Szamtes krümmte in tiefer Verbeugung den Rücken.

Die Dame war größer als Arkany, ebenso schwarzhaarig wie er und scheinbar nicht weniger temperamentvoll. Sie hatte sehr dunkle lebhafte Augen, die jünger schienen als ihr Gesicht, das von ersten frühen Runzeln entstellt ward. Die Schönheit ihrer Gestalt begann in der formlos werdenden Üppigkeit allzu reifer Frauen zu zerfließen.

Arkany ging ihr entgegen, küßte ihr die Hand und sagte in französischer Sprache: „Erlauben Sie, Madame, daß ich Ihnen Fräulein Erla Rickenbach vorstelle. — Frau Michaelescu."

Erla lächelte freundlich und arglos. Frau Michaelescu aber zog das Kinn zurück, drückte den Kopf gleichzeitig in den Nacken und sah Erla mit kalter Feindseligkeit an. Die schmalgewordenen Lippen gaben ihren Zügen plötzlich einen gewöhnlichen und zänkischen Ausdruck.

Unwillkürlich blickte Erla auf Arkany. Dessen Gesicht war drohend geworden und gefährlich. Die Michaelescu bemerkte es und duckte sich. Sie ward unvermittelt sehr liebenswürdig, reichte Erla die Hand und lächelte betörend. Sie fand sogar herzliche Worte der Begrüßung und bat dann zu Tisch.

Mit Rücksicht auf sie wurde französisch gesprochen, und während der erste Gang aufgetragen wurde, nahm Arkany die Unterhaltung mit Erla wieder dort auf, wo er sie vorhin beim Eintritt Frau Michaelescus abgebrochen hatte: „Werden Sie mir das Vergnügen machen, gnädiges Fräulein, morgen mit mir nach Belesvar zu reiten? Es ist ein schöner Weg, der uns an allen Koppeln vorbeiführt."

„Ich täte es gern, Graf Arkany, denn ich bin eine leidenschaftliche Reiterin, aber ich habe mich mit meiner Kleidung nicht auf Ausritte vorbereitet . . ."

„Oh!" machte er bedauernd und schien ihren Einwand durchaus zu würdigen. Er dachte lange nach und kam auf seine Bitte während des ganzen Abends nicht mehr zurück. Aber als der zweite Gang — Forellen, gewürzt mit sehr viel Meerrettich — abgetragen worden war, rief Arkany den Diener herbei, flüsterte ihm einen Befehl zu, wobei Frau Michaelescu ihn verstohlen und argwöhnisch betrachtete. Der Diener verschwand; ein anderer, den Erla bisher noch nicht gesehen hatte, sprang für ihn ein.

Frau Michaelescus eisiges Schweigen wurde immer bedrückender, und der einzige, der darunter nicht zu leiden schien, war Arkany. Sogar Szamtes' Eßlust war beim Anblick ihrer finsteren Miene immer geringer geworden. Er schaute sie von Zeit zu Zeit gramvoll und flehend an, als wolle er ihr bedeuten, daß Arkanys Herz sich doch nun einmal entschieden habe. Sie solle sich in Gottes Namen fügen! Aber es sah keineswegs so aus, als wolle sie sich fügen. Ihr Gesicht umdüsterte sich bedrohlich und wollte sich auch nicht mehr zur Freundlichkeit zwingen lassen, wenn Arkany sie herrisch anblickte.

Er unterhielt sich ausschließlich mit Erla, bat sie, Ungarn nicht zu verlassen, ohne Budapest einen Besuch abgestattet zu haben. Er habe ein schönes Haus dort, unmittelbar an der Donau gelegen, und mache sich ein Vergnügen daraus, es ihr zur Verfügung zu stellen, falls ihr die anderthalb Autostunden zwischen Szarvas und Budapest zu beschwerlich seien.

Da richtete sich Frau Michaelescu auf. Sie war grau geworden unter ihrer Schminke. „Warum tun Sie sich Zwang an, lieber Arkany?" fragte sie mit schwankender Stimme. „Fräulein Rickenbach wird gewiß bereit sein, noch heute nacht mit Ihnen nach Budapest zu fahren!"

Szamtes verstand kein Französisch, aber er begriff aus Miene und Haltung der Sprecherin, daß sich das Unwetter entladen hatte. Seine Backentaschen schwappten. Erla wollte empört auffahren. Arkany kam ihr zuvor. Er legte Messer und Gabel nieder, sah Frau Michaelescu aus den Augenwinkeln an, ohne den Kopf nach ihr zu wenden und sagte sehr rasch: „Falls es Ihre Kraft übersteigt, Madame, einem Gast die schuldige Achtung zu erweisen, darf ich Ihnen empfehlen, dieses Zimmer zu verlassen!"

Erla erschrak. Sie fürchtete Weinkrämpfe, Geschrei, klirrendes Zerschellen von Kristall und Porzellan. Szamtes zog seinen Kopf ein, als erwarte er einen Hagelschauer.

Nichts geschah. Frau Michaelescu holte tief Atem, erhob sich schweigend und schritt hinaus.

Arkany sah ihr nicht nach. In seinem sehr beherrschten Gesicht zuckte keine Miene. „Ich bedaure, Sie dieser unwürdigen Kränkung ausgesetzt zu haben, gnädiges Fräulein. Versuchen Sie bitte, die Worte Madames zu vergessen. Ich werde dafür Sorge tragen, daß Sie ihr nicht mehr begegnen."

„Es tut mir leid, Graf Arkany, daß ich ohne mein Verschulden . . ."

„Ich bitte! — Sprechen wir nicht mehr davon!"

Erla empfand Mitleid mit der Davongejagten. Während Arkany mit ihr sprach, konnte sie sich nicht von dem Gedanken befreien, daß Frau Michaelescu in einem der Nebenzimmer saß und vor Zorn und Schmerz in ihr Taschentuch weinte.

Von dergleichen Vorstellungen ließ sich Arkany nicht plagen, wenigstens war ihm nichts anzumerken. Erla betrachtete ihn oft und lange, und erkannte, daß es gefährlich war, seiner zerstörerischen Liebe zu erliegen, weil sie besinnungslos und unberechenbar war wie eine Naturkraft.

Den Kaffee und die Zigaretten ließ Arkany im Musikzimmer reichen. Szamtes hielt sich an verschiedene Liköre und wurde unter ihrem Einfluß immer schläfriger. Während des ganzen Mahles hatte er nicht ein einziges Mal den Mund zum Sprechen aufgetan. Arkany blickte ihn zuweilen an, als sähe er durch Luft.

Auf des Grafen Frage bekannte Erla, daß sie die Musik liebe und behauptete stolz, daß sie recht gut Klavier spiele. Er bat sie, ihn zur Geige zu begleiten, und Erla setzte sich an den Stutzflügel. Sie spielten eine Romanze von Sarasate, und Erla, die sich auf das mäßige Spiel eines Halbkönners vorbereitet hatte, mußte anerkennen, daß Arkany ein meisterhafter Geiger war.

Sie begann, ihn zu bewundern und wehrte sich gegen dieses Gefühl voller Angst und Grauen.

Später sang er mit sehr gepflegter Baritonstimme ungarische Volkslieder, die er ihr zuvor in deutscher Sprache hersagte, damit sie den Inhalt verstünde. Die schwermütige Gefühlsseligkeit der Lieder stand in wunderlichem Gegensatz zu der harten Männlichkeit des Sängers, aber Erla fand, daß diese Lieder ebenso gut zu ihm paßten wie die Worte, mit denen er Frau Michaelescu davongejagt hatte.

Szamtes schlief. Gegen elf Uhr ließ ihn Arkany von einem Diener wecken. Er selber geleitete Erla bis zur Tür des Rokokosalons.

Sie war verwirrt und befangen. Mit leisem Sporenklirren zog er die Absätze aneinander. „Ich habe Ihnen für diesen Abend sehr zu danken, gnädiges Fräulein", sagte er mit ganz unveränderter ruhiger Stimme. Erla blickte ängstlich in seine Augen, in diese gelblich braunen, hungrigen Augen, in denen Gier und Verlangen standen.

Er beugte sich über ihre Hand und küßte sie.

(Fortsetzung folgt.)

Im Tale des Todes.

Skizze von **W. A. Eichhorn.**

Jumbo, der alte Einsiedler, trabte seines Weges. Die tropische Sonne brannte heiß. Sie tat wohl. Unter der vergangenen Regenzeit hatte er diesmal sehr gelitten. Wieviel Regenzeiten hatte er erlebt? Waren es hundert oder mehr? Viele, viele Jahre streifte er schon als Einsiedler durch Wald und Steppe. Schön war doch die Zeit gewesen, wo er als Bulle eine Herde geführt hatte. Ein Raufbold blieb er bis heute. Manche Narbe zeigte sich an seiner dicken Haut. Von seinem linken Stoßzahn fehlte ein Stück. In einem wilden Kampf mit einem anderen Bullen war es abgesplittert. Eine schöne Jugend hatte er gehabt.

Sein Gang wurde schneller und elastischer, seine Augen lebhafter. Er warf den Kopf zurück und stieß den Schlachtruf aus. War es das Echo, das ihm antwortete? — Er lauschte! — Von neuem ließ er seine Stimme erschallen. — Wieder klang es zurück! Jetzt wußte er, sein Kampfruf war angenommen worden. Er vergaß sein Alter, jung fühlte er sich, und eilig machte er sich auf, den Gegner zu suchen. — Dort in einer Lichtung gewahrte er ihn. Die Herde stand eng aneinander gedrängt und davor ein mächtiger Bulle. Ohne weiteres stürzte Jumbo sich auf ihn, und nun begann ein Kampf, wie ihn nur der Urwald kennt. Roh! Wuchtig! Brutal! Kraft gegen Kraft! Auf Leben oder Tod.

Der Einsiedler fühlte bald, daß er einem kräftigen Bullen in den besten Jahren gegenüber stand. Sein Gegner blutete, aber auch er hatte bereits einige empfindliche Stöße erhalten. Stundenlang währte der Kampf. Sie keuchten beide schwer und machten eine Pause. Tückisch stürzte sich plötzlich Jumbo mit erneuter Kraft auf seinen Gegner. Der hatte gut aufgepaßt, wich geschickt aus und griff den Einsiedler von der Seite an. Blitzschnell drehte sich Jumbo, um den Stoß abzuwehren. Da! — Sein linker, bereits einmal gebrochener Zahn hielt nicht stand und split-

terte noch einmal. Erschrocken hielt er inne. Der Bulle benutzte die Gelegenheit und grub seine Zähne in die Weichen des Einsiedlers. Jumbo hatte genug. Langsam, Schritt für Schritt ging er zurück. Sein Gegner war großmütig genug, ihn nicht zu verfolgen, sondern stieß einen Siegesschrei aus, sammelte seine Herde und trabte mit ihr in die graue Dämmerung hinein. —

Johnson atmete auf und kletterte vom Baum herab. Er dehnte sich. Stundenlang hatte er auf diesem Baum gesessen und sich das seltsame Schauspiel angesehen. Seit drei Tagen folgte er mit seinen Jagdgenossen der Herde. Immer war sie ihnen entlaufen. Heute war er allein auf die Suche gegangen. Da hörte er das Gebrüll. Er, der erfahrene Elefantenjäger, hatte es verstanden. Zwei Bullen forderten sich zum Zweikampfe heraus. Fast gleichzeitig mit dem Einsiedler trat er in die Lichtung. Schnell hatte er den Baum erklettert und dem Ringen der mächtigen Tiere vom Anfang an beigewohnt.

Es war inzwischen dunkel geworden. Johnson konnte nicht ins Lager zurück. Er bereitete sich ein Nachtlager auf dem Baume. —

Die Sonne weckte ihn von seinem unbequemen Lager. Er überlegte: Sollte er zurück gehen und seine Gefährten holen? Auf jeden Fall war es besser, er suchte erst die Stelle, wo das Tier verendet war, und holte dann die Jagdgenossen.

Er wanderte stundenlang, und noch immer sah er nichts von dem Einsiedler. Aus der Ebene war er nun schon in hügeliges Gelände gelangt. Er bereute, daß er sich ohne Gefährten aufgemacht hatte.

Wohin ging eigentlich der Sterbende? Was trieb ihn vorwärts? Hatte er ein Ziel? Mit diesen Gedanken beschäftigte er sich schon lange. Plötzlich kam ihm ein Gedanke: Der alte Elefant ging zur Begräbnisstätte. Im Urwald oder im Gebirge gab es Stellen, wo die Elefanten ihren Friedhof hatten. Wer so eine Stelle fand, wurde ein reicher Mann; unzähliges Elfenbein war sein . . . Woher wissen die Tiere diese Stätten, zu denen sie wandern, wenn ihr Leben zu Ende geht? — Geheimnis der Natur!

Graue Dämmerung lag in dem Tale, in das Johnson jetzt hinab stieg. Er hörte Wasser rauschen. Es war ein Bach. Das andere Ufer lag sehr hoch. Weder der Elefant noch er hätten hinüber gekonnt. Der Einsiedler mußte also den Bach entlang gewatet sein. Johnson wandte sich flußaufwärts, und nach kurzer Zeit erblickte er Blutspuren an einem Felsen. Hier hatte der Elefant gestreift. Er war also auf richtiger Fährte. Ein großer Felsblock sperrte den Weg. Johnson watete in dem Bach um den Felsen herum und blieb erschrocken stehen. Vor ihm öffnete sich eine große, finstere Höhle. Wahrscheinlich ein Naturtunnel. Er zögerte —. War der Elefant hier hinein gegangen? Dort sah er wieder Blut am Gestein. Vorsichtig ging Johnson in den Tunnel. Dunkelheit umfing ihn. Das Licht vor ihm wurde nach und nach größer, und bald stand Johnson in einem Tal, eingefaßt von kahlen Felsen. Geblendet blieb er stehen. Weiße Knochen lagen überall. Zähne in allen Größen. Herrliches Elfenbein!

„Das alles gehört mir!“ rief Johnson aus. Erschrocken hielt er inne. Hundertfach schallte das Echo zurück, und mit ihm das Brüllen des Einsiedlers.

Johnson hatte in seiner Erregung den todwunden Elefanten vergessen, der jetzt brüllend auf ihn zukam.

Der sonst kaltblütige Johnson rannte davon. Er fiel über Schädel, über Rippen und Knochen. Er erhob sich und lief und lief. Auch der Einsiedler kam nur schwer vorwärts. Zu Tode verwundet, war er eine Nacht und fast den ganzen Tag gewandert, ohne Rast, ohne Ruhe, einem inneren Drange folgend. Er wußte nicht wohin, es trieb ihn immer vorwärts, bis er hierher kam. Dann verstand er. Hier sollte er sterben, wo schon so viele seiner Art lagen. Er legte sich in den Schatten. Ruhig erwartete er den Tod, und nun kam ein Mensch in dieses heilige Tal! —

Johnson wußte nicht wohin in seiner Angst. Er sah den Tunnel nicht mehr und fand den Ausgang nicht. Der Elefant war ganz nahe. Johnson wendete sich deshalb blitzschnell zur Seite, und der Elefant taumelte vorüber, ihn fast streifend. Da sah der Fliehende eine Felsspalte vor sich. Er kroch hinein. Eng war sie und nicht groß. Hier konnte ihm der Elefant nicht folgen, aber der steckte den Rüssel herein, um seinen Feind zu ergreifen. Fest preßte sich Johnson in die Spalte. Schwächer wurden die Bewegungen des Rüssels, Blut strömte heraus. Der Elefant brach zusammen. Sein riesiger Körper verdeckte die Felsspalte vollständig. Johnson war lebendig begraben.

Reich ist man nicht durch das, was man besitzt, sondern mehr noch durch das, was man mit Würde zu entbehren weiß. Und es könnte sein, daß die Menschheit reicher wird, indem sie ärmer wird, daß sie gewinnt, indem sie verliert.

Kant.

Der Pferdedieb.

Eine heitere Geschichte von Otto Anthes.

Als die Franzosen nach der Schlacht bei Jena Thüringen überschwemmten, kam ein Truppenteil unter dem Marschall Soult auch nach Sondershausen. Der Fürst von Sondershausen gehörte dem Rheinbund an. Aber er hätte auch sonst, wenn er nicht des Kaisers Verbündeter gewesen wäre, nicht gut anders handeln können als er es tat: daß er den Marschall auf seinem Schloß mit allen Ehren empfing und zwei Tage lang aufs beste bewirtete. Der Marschall ließ sich das gern gefallen, gab aber dennoch, als er bereits am dritten Tage sich verabschiedet hatte, den Befehl, sämtliche Pferde aus dem Marstall, achtzig an der Zahl und alles edle und kostbare Tiere, mitzunehmen. Als der Stallmeister entsetzt und ratlos fragte, was sein Herr denn ohne Pferde bloß anfangen solle, bekam er zur Antwort: der Fürst solle ruhig zu Fuße gehen; das werde seiner Gesundheit nach diesen Tagen des Schlemmens ganz besonders zuträglich sein. Und so sah der arme Herr, dem man die Sache nur zögernd gemeldet hatte, von seinem Fenster aus tränenden Auges zu, wie seine schönen Pferde, immer zu drei und drei, den Schloßberg hinab und in die Weite geführt wurden.

Nun hatte er aber einen Leibjäger namens Hermann, der seinem Herrn treu ergeben war und seinen Kummer im tiefsten Herzen mitempfand, zumal er ja, wenn jener zu Fuß gehen sollte, auch nicht fahren konnte. Der steckte sich alsbald in eine Kleidung, wie sie dortzulande die Viehhändler trugen, nahm einen Bereiter mit, den er als seinen Knecht verkleidete, mietete in der Stadt ein Wägelchen und fuhr, so schnell es gehen konnte, über die Windleite hinüber dem Franzosenzug nach in die goldene Au. Dabei überzeugte er sich, daß hinterwärts das Land von Soldaten gänzlich frei war, da die Truppe auf erhaltenen Befehl eilfertig gegen Halle und Magdeburg hin abgerückt war. Den Pferdezug, der gemächlich hinterher zottelte, erreichte er bald; er sah, daß die Begleitmannschaft durchweg aus maroden Kerlen bestand, die man auf diese Weise beschäftigte und mitschleppte; und machte sich an den Sergeant-Major heran, der das Kommando hatte. Er tat so, als ob er ihm so unter der Hand ein paar Pferde abhandeln wolle. Der Franzose verstand recht gut Deutsch, wie denn auch der Leibjäger in seinem langen Hofleben manchen Brocken Französisch aufgeschnappt hatte, so daß sie ganz gut miteinander auskamen. — „Nein“, sagte also der Sergeant-Major, „an Verkauf ist nicht zu denken. Die Pferde sind für den Kaiser selbst bestimmt, dem sie der Marschall zum Geschenk machen will.“ — „Das ist zu dumm“, meinte darauf der Leibjäger. „Denn . . . wetten, daß ich sie dir allesamt stehle? Und dann hast du für deine Person gar nichts und der Kaiser auch nichts.“ — Der Franzose wollte sich ausschütteln vor Lachen und behielt den vermeintlichen Händler, in dem er einen Witzbold erblickte, gerne bei sich, bis sie nach Wallhausen kamen, wo für die Nacht Quartier gemacht und die achtzig untergebracht wurden, damit sie beieinander blieben. Dann zechten der Leibjäger mit dem Sergeant-Major und der Bereiter mit den Pferdehaltern bis tief in die Nacht, worauf die Franzosen in einen tüchtigen Schlaf verfielen.

Nun muß gesagt werden, daß der Fürst von Sondershausen ein eigentümlicher Herr war, der in manchen Stücken seine besonderen Einfälle hatte. So durfte keines seiner Pferde jemals mit der Peitsche oder Gerte angetrieben werden, sondern allesamt hörten sie auf einen bestimmten Pfiff, der auf zwei in den Mund gesteckten Fingern hervorgebracht wurde und den alle bei den Pferden Bediensteten erlernen mußten. Als nun die Franzosen schliefen, schlich sich der Leibjäger hinaus und steckte einen Schuppen in Brand, der ein wenig abseits stand und mit Heu und Stroh gefüllt war. Und sobald die Rauchwolken mit dem Winde über die Ställe herüber wallten, erhob er ein schreckliches Feuergeschrei. „Alle Pferde heraus!“ brüllte er, und der Bereiter brüllte mit. So daß die Franzosen, als sie schlaftrunken herbei kamen, ihm noch behilflich waren, die Rosse auf dem freien Platz bei der Kirche zu sammeln. Dann aber schwang er sich fröhlich auf eines hinauf, steckte zwei Finger in den Mund, pfiff darauf und sprengte zum Dorf hinaus. Worauf alle Pferde sich im Galopp ihm anschlossen. Der Bereiter erwischte gerade noch das letzte und kam auch mit davon, während die Franzosen, lahm vor Schrecken, soweit sie nicht ohnedies lahm waren, mit offenen Mäulern zurückblieben.

Auf Umwegen brachte der Leibjäger seine Beute dann nach Sondershausen zurück, wo sie allerdings noch wochenlang nicht im Marstall, sondern in allerlei Ställen hier und da in der Stadt verborgen gehalten wurde. Es mochte auch die Beschwerde, die der Fürst inzwischen an seinen hohen Verbündeten abgesandt hatte, dazu beitragen, daß nichts weiteres erfolgte. In ganz Thüringen aber sagt man noch heute, wenn man einen lustig-listigen Menschen bezeichnen will: mit dem kann man Pferde stehlen.

Wie Bruder Robertson demütig wurde.

Skizze von Herman Anders Krüger.

Bruder Robertson galt in unserer Gemeinde für sehr fromm, war darum hochangesehen und bekleidete viele Ehrenämter. Er gehörte dem Aufseherkollegium an und führte diese Aufsicht mit unnachsichtiger Strenge; als Kirchen- und Gemeinderechner verrechnete er sich nie; er saß in der Arbeiterkonferenz und arbeitete dort für drei; er amtierte auch als Saaldiener unseres Kirchleins und diente vorbildlich und mit Würde an den oft zugigen Türen vor und nach jedem Gottesdienst. Bruder Robertson war überdies im Alltagsdasein ein Muster von Pflichttreue, Sparsamkeit und solidester Lebensführung, was bei einem Junggesellen ganz besonders hoch zu werten ist. Er besaß nur einen kleinen Schönheitsfehler: man sah es ihm gleichsam an der Nase an, daß er wußte, was für ein trefflicher Christ und vorbildliches Gemeindemitglied er war. So erhob sich mählich doch ein leises Unmutswindchen gegen den wackeren Mann aus den stillen Ecken der Gemeinde, und als es galt, den würdigsten Bürger als Vertrauensmann zum Abgeordneten für die Kirchensynode zu wählen, schlugen einige wohl Bruder Robertson auch dafür vor, aber er unterlag bei dieser Wahl.

Tief gekränkt verließ Bruder Robertson sofort die Gemeindeversammlung und begab sich, an allen Gliedern vor Empörung zitternd, eilends nach Hause. Ein Schüttelfrost packte ihn, zähneklappernd stieg er ins Bett, warf sich aber stundenlang — bald in Fieberhitze glühend — hin und her und grübelte endlos darüber nach, wie man ihm, dem besten und frömmsten Mitglied der Gemeinde, eine solche Schmach antun konnte. Gegen Morgen sank er endlich in einen wirren Halbschlaf. Er träumte von seinem Begräbnis, das die ganze Bürgerschaft mit tiefster Trauer beging. Er hörte den Prediger seinen sehr erbaulichen Lebenslauf verlesen, lauschte der kurzen Gedächtnisrede über den Text vom getreuen Knecht, der „einging zu seines Herrn Freude", und geleitete seinen Sarg mit dem schier endlosen Trauerzug tief ergriffen zu Grabe. Dann schwang er sich auf den Fittichen seiner erlösten Seele über die unter Bläserklang heimkehrende Gemeinde in die rosigen Abendwolken empor und flog „weit über Berg und Tale" gen Himmel zum neuen Jerusalem, der „hochgebauten Stadt". Er wußte da gut Bescheid, schwebte gleich zum Stephanstor, wo nur die edelsten Zeugen einziehen dürfen, war jedoch sehr erstaunt und entrüstet, als der Torwächter ihn kurz abwies und ihm riet, sein Heil am Misttor zu versuchen. Dieses Tor lag südlich, sein Name war Robertson zwar auch bekannt, aber er hatte sich schon immer gewundert, daß in einer so heiligen Stadt ein Tor so schlechten Geruchs vorhanden war. Mürrisch flog er dorthin, ward ebenso mürrisch empfangen und sofort zum Teich Siloah geschickt, um seine schmutzige Seele vor der Vernehmung zu baden.

Robertson muckte trotzig auf, darauf bedeutete ihm der recht kurz angebundene Torwächter, er könne ja gleich ungebadet hinüber zum Berg des Ärgernisses fliegen, und zum Tale Gehenna sei es auch nicht weit. Robertson erschrak zu Tode; die Seelenfittiche sanken herab — Gehenna, das furchtbare Tal Hinnoms, war ja der Pfuhl der ewig Verdammten. Und das wagte man ihm — dem ehrenwerten, tieffrommen Bruder Robertson hier im himmlischen Jerusalem zu bieten? War das der Lohn für all sein rechtgläubiges Christentum, für sein vorbildliches Erdenleben? Mit schleppenden Flügeln wankte er mühsam und innerlich gebrochen hinüber zum Teiche Siloah, wusch sich unaufhörlich und konnte doch an seiner sauberen Seele gar keine Flecken finden. Endlich trat ein Engel zu ihm heran und sagte: „Laß gut sein, Robertson, bei dir sitzt der Schmutz innerlich, den beseitigt nur Feuer."

Robertson sank wimmernd in die Kniee und stöhnte: „Ich — ich soll ins Feuer? Unmöglich — ich bin doch der Bruder Robertson aus Gotteshütte."

„Wissen wir schon", antwortete böse schmunzelnd der Oberengel, „ist uns längst angemeldet als einer der abgefeimtesten Heuchler deiner Gemeinde. Deinen verborgenen Hochmut, deine eitle Scheinheiligkeit, und was du sonst alles auf deinem Geheimkonto stehen hast, das kannst du beim Kollegen Uriel einsehen, der besorgt die Feuerschmorer — dort drüben steht sein Hochofen — gleich links die zweite Tür — geh nur hinüber."

Robertson kroch wie ein armer Schächer, ja fast wie ein Regenwurm hinüber zu Uriel, der ihn nur groß ansah und ihm dann durch einen Unterengel schweigend sein Kontobuch überreichen ließ. Robertson begann hoffnungsvoll darin zu blättern, bald aber sanken ihm der letzte Mut und jede Hoffnung. Da stand ja Tag für Tag, was er gedacht, während er handelte. Was für ichsüchtige, oft wirklich niederträchtige Gedanken waren das alles! Entsetzlich, was diese Leute hier alles verzeichnet hatten, und so genau mit Tag, Stunde und Minute. Scheußlich, hundsgemein, aber — leider stimmte alles. Völlig zerschmettert brach Robertson über dem furchtbaren Buche zusammen und lallte nur noch leise: „Herr, erbarme dich meiner!"

So lag er stunden-, tage-, monate-, jahrelang im Schlackenstaub vor dem Hochofen des furchtbaren Uriel, wimmerte und bettelte hilflos um Erbarmen. Aber niemand kümmerte sich um ihn, nicht einmal der niedrigste Unterengel gab ihm ein gutes Trostwörtlein. Man ließ ihn einfach liegen wie ein Stück Unrat, und seine schönen, neuen Seelenfittiche wurden immer schwärzer.

Plötzlich gab es doch mal ein Großreinemachen, vielleicht für ein Fest oder für einen feierlichen Empfang, jedenfalls fegten die Unterengel mit eisernen Besen den Schlackenstaub, das schmutzige Gerümpel, alles, was so herum lag im Palaste Uriels, rücksichtslos zum Tore hinaus, darunter auch das Häufchen Unglück, das aus Robertsons Seele und seinem Kontobuch bestand. Beide flogen, übereinander purzelnd, hinaus und kollerten — nicht wie Robertson längst erwartet hatte — in den glühenden Hochofen, sondern merkwürdigerweise in den leeren Weltenraum. Nun fielen beide endlos hinab — das widerwärtige Kontobuch zum Glück sehr viel schneller, so daß es den Blicken Robertsons rasch entglitt, während er immer weiter abwärts trudelte. Plötzlich entfalteten sich wie von selbst seine schwarz gewordenen Seelenflügel wie ein Fallschirm, er begann zu flattern, zu fliegen und flog zuletzt hurtig und wie erlöst davon, nur fort, weit fort von Uriels Hochofen und dem Teiche Siloah, flog und flog, bis er plötzlich anstieß — an seinen Bettpfosten — und schweißgebadet erwachte.

Von dem Tage an war Bruder Robertson demütig.



Bunte Chronik



*** Schulstrafen in alter Zeit.** Heutzutage kann man wirklich sagen, daß es für die Kinder ein Vergnügen ist, zur Schule zu gehen. Die moderne Schulwissenschaft und Erziehungslehre setzt alles daran, um das Wort, daß Kinder spielend lernen sollen, zur Wahrheit und Tatsache zu machen, und der Lehrer von heute will und soll nicht der gestrenge Herr über Untergebene, sondern der Freund und Kamerad der ihm anvertrauten Jugend sein. In früheren Zeiten war das anders, da war der Lehrer in erster Linie der „Zuchtmeister", und seine Kenntnis der Wissenschaften war oft weit geringer, als die der verschiedenen Strafen, denn noch im 18. Jahrhundert wurden vielfach ausgediente Soldaten als „Schulmeister" eingesetzt, um ihnen so eine Altersversorgung zu schaffen. Diese verstanden wohl mit Waffen umzugehen, zu exerzieren und eine Kompanie widerspenstiger Rekruten zu „schleifen", für den Umgang mit Kindern waren sie aber meist recht wenig geeignet und gerüstet. Die armen Kleinen hatten daher oft recht schwere Stunden in der Schule durchzumachen, um so mehr, als man in jener Zeit ohnehin das geringste kindliche Vergehen mit harten Strafen zu ahnden pflegte. Ein schwäbischer Lehrer hat in seinem Tagebuche aus dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts gewissenhaft alle Strafen aufgezeichnet, die er während seiner mehr als fünfzigjährigen Tätigkeit über seine Zöglinge zu verhängen sich genötigt sah. Er vermerkte u. a., daß er den Kindern 1 115 800 „Kopfnüsse", 176 716 Klapse und Knipse (Strafe durch Kneifen), 1572 Stockschläge, 124 110 Rutenhiebe mit einer Haselgerte, und 22 763 „kräftige Mahnungen", damit sind Schläge mit Bibel, Gesangbuch oder Katechismus gemeint, verabreichte. 1707 mal ließ er die Kinder die Rute so lange mit erhobenen Armen halten, bis ihnen Arme und Beine zitterten, 777 mal mußten unartige Knaben auf Erbsen und 613 mal auf der scharfen Kante eines dreieckigen Holzstückes knien. Man sieht, es war wirklich zu jener Zeit weder ein Vergnügen, Lehrer zu sein, noch eine Annehmlichkeit, zur Schule zu gehen!

Lustige Rundschau



*** Schwer zu befolgen.** Doktor: „Sie brauchen Aufheiterung und Abwechslung, wenn Ihr Leiden nicht chronisch werden soll. Gewöhnen Sie sich daran, bei der Arbeit zu singen!" — Patient: „Das wird nicht gehen, Herr Doktor, ich bin Glasbläser!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.